Graf Taps.

Skizze von Theo. von Torn.

Schneeflocken wie große Wattebausche . . .

Die Nußbäume an der Chaussee, unter denen der Moorwinkler Schlitten dahinglitt, waren so dicht bepackt, daß nur wenige tiefäugende Zweige aus der schweren weißen Umhüllung herauslugten. Auf der Windseite kletterte der Schnee sogar an den runzligen Stämmen empor und schlug Brücken zu den Chausseesteinen, die er in dicke Pelze gesteckt und mit grotesken Mützen versehen.

Alles weiß in weiß. . . und undurchsichtig.

Das harmonisch abgestimmte Gurtgeläut der Pferde klang gedämpft und wie von fernher. Nur wenn eine Krähe mit klatschenden Flügeln jäh am Wege sich erhob oder ein Ast brach und seine feuchte Last dumpf zu Boden schlug, dann scheuten die empfindlichen Gäule beiseite, und die silbernen Glöckchen schrillten heller auf.

Gerty Somborn hielt das Gespann in ihren beiden festen kleinen Händen. Die lange Schlittenpeitsche, deren Riemen am Handgelenk hing, schleifte im Schnee.

„Hast du nun genug, Irm —?" fragte das junge Mädchen, indem es den Kopf leicht zur Schwester neigte, ohne dabei die Pferde aus dem Auge zu lassen.

Irmgard von Dolega — die junge Witwe des vor zwei Jahren in Tibet verunglückten Weltreisenden — rührte kein Glied in ihren Pelzen, in die sie bis zur Nasenspitze eingehüllt war.

Wie das behagliche Schnurren eines Kätzchens klang es, als sie erwiderte:

„Es ist wundervoll so — — "

„Gut. Dann fahren wir noch um den See und über den Pariner Weg. Ist dir's recht?"

Frau Irmgard nickte.

Gerty Somborn griff noch fester in die Zügel. Die grauen, rehledernen Handschuhe spannten sich zum Bersten über den kleinen Fäusten.

Ein leichtes Schnalzen mit der Zunge — und die Moorwinkeler Jucker bogen, noch flotter ausgreifend, von der Chaussee ab in den Weg zum See.

In wenigen Sekunden war dieser erreicht. Eine Strecke weit setzten die verschneiten Weidenbüsche, die sonst das ganze Ufer umrahmten, aus und gaben den Blick frei auf die große weiße Fläche. Selbst durch das dichte Gestöber blendeten hier die Reflexe der letzten Sonne.

Gerty Somborn tauchte den Blick in das Geflimmer.

„Ja, solch eine Fahrt ist famos —" sagte sie und brachte die straff ausgereckten Arme in eine etwas bequemere Haltung. Der burschikose Ton paßte nicht recht zu dem verträumt begeisterten Ausdruck ihres frischen Jungengesichtes. Lyrische Anwandlungen hielten jedoch bei ihr nicht lange an. Sie pfiff ein paar Takte halblaut vor sich hin. Dann brach sie unvermittelt ab:

„Trotzdem verstehe ich nicht, wie man so aus heiler Haut Ospedaletti mit Moorwinkel vertauschen kann. Ist doch eigentlich ein verdammter Unterschied! Du! Vor zehn Tagen noch mit weißem Sonnenschirm unter Palmen, und heute im nordschleswigschen Sibirien. Aus dem ewigen Frühling — — sitzt du nicht gut, Irm?"

Die junge Frau hatte die eingekuschelte Haltung verändert. Sie befreite Mund und Nase aus dem Bisherkragen und lockerte den feuchten, klebenden Schleier.

„Ewiger Frühling —" sagte sie mit nervösem Spott. „Das ist es ja eben. Ewig! Es gibt nichts Langweiligeres als das Ewige. Ewiger Frühling, ewige Sonne und ewige Liebe — last not least . ."

„Na, weißt du — Irm!"

Gerty Somborn lachte hell auf. Dennoch vertiefte sich das frische Rot ihres Gesichts um einige Nuancen.

„Es ist so", bestätigte Frau von Dolega einfach. Die feinen Lippen schlossen sich herb. Ein Leidenszug — als hätte sie schweigend einen körperlichen Schmerz zu überwinden. Dann lehnte sie sich müde zurück. „Schließlich mußte ich auch wieder flüchten — vor meinem Schatten . . . dem ewigen Schatten. Von Nizza nach Nervi, von Nervi nach Ospedaletti, und von da nach Moorwinkel."

„Graf Taps —" nickte Gerty Somborn.

Sie nahm die Leine in die Linke. In die Rechte ließ sie die Peitsche gleiten und schwang sie nach unten hin zu einem scharfen Knall. Da die Pferde stark anruckten, klammerte Frau von Dolega sich mit einem leisen Schrei an ihren Sitz.

„Laß doch das!" rief sie erregt und ungeduldig. „Die Pferde brauchen keine Hilfe!"

Es dauerte eine Weile, bis sich ihre Nerven beruhigten. Dann nahm sie das Gespräch wieder auf. Zerstreut und übellaunig.

„Es ist etwas Fürchterliches um die Unvermeidlichkeit dieses Menschen. Seit ich damals durch seine Schuld auf dem Eise gestürzt bin, ist er mein Horla. Und das ist fast noch schlimmer als Krüppel sein. Ich kann, ich mag den Taps nicht mehr sehen!"

„Er meint es gut, Irm."

„Gut — jawohl. Wie jene unausstehlichen Schuldner, die nicht bezahlen können, dafür aber einem immerfort in den Weg laufen und um Entschuldigung bitten. Vor meiner Verheiratung die ganzen Jahre — und seit ich Witwe bin wieder. Einförmig und dauerhaft wie der Frühling an der Riviera ist diese Liebe. Dabei — ich weiß nicht, ob du dich entsinnst — vor dem Unfalle hatte er nur Augen für dich gehabt. . ."

„Kindereien, Irm."

„Weil du reiten und pistolenschießen konntest —"

„Ganz recht. Ich war knapp fünfzehn."

„Und ich sechzehn. Anfang März sind es genau zehn Jahre."

Gerty Somborn nickte ohne den Blick von der Kruppe der Pferde abzuwenden.

„Zehn Jahre —" wiederholte Frau Irmgard — und kauerte sich tiefer in die Pelze. „In dieser langen Zeit verfolgt er mich — mit den bittenden Augen eines großen Hundes. Unentwegt. Schon meine Heirat war eine Flucht, wenn ich's recht überlege. Sie hat nichts genutzt. Tausendundeinmal habe ich ihm erklärt, daß ich nicht daran denke, wieder zu heiraten — und ihn schon gar nicht. Es hat nichts genutzt. In Ospedaletti" — ein leiser Schimmer von Rot huschte über das durchsichtig zarte Gesicht — „in Ospedaletti habe ich nach ihm geschlagen. Auf offener Promenade. Als ich beim Kasino vorfuhr, sprang er wieder hinzu, um mich aus dem Wagen zu heben, trotzdem ich ihm das xmal verboten habe. Kein Mensch würde bemerken, daß ich einen etwas kürzeren Fuß habe, wenn seine tapfigen Aufmerksamkeiten nicht wären. Ich stieß ihn beiseite und stützte mich beim Aussteigen auf den Chauffeur. Am Abend bin ich abgereist — heimlich natürlich. Der Mensch wäre sonst imstande gewesen, auch nach Hause zu fahren."

„Hat er schon gemacht."

„Was — —?!"

„Graf Taps ist seit gestern wieder auf Parin."

Frau von Dolega zuckte zusammen. Ihre Lippen öffneten sich, aber sie brachte zunächst keinen Laut hervor. Nur die starren, graublauen Augen schienen um Hilfe zu rufen. Dann packte sie mit beiden Händen den Arm der Schwester."

„Und da führst du mich diesen Weg!? Der dicht am Schlosse vorbeigeht!? Sofort umkehren, Gerty! Auf der Stelle!"

Gerty Somborn reagierte mit keiner Bewegung. Nur die kleinen Fäuste strafften sich fester um die Leinen.

„Das ist hier unmöglich, Irm", erwiderte sie trocken. „Der Weg ist zu schmal. Außerdem hast du nichts mehr zu fürchten. Ich habe ihn heute früh auf dem Anstand getroffen. Er hat mir erklärt, daß er — nach der Behandlung, die er zuletzt von dir erfahren — seine Bewerbungen endgültig aufgebe."

Einige Sekunden verharrte die schöne Frau regungslos. Dann warf sie die Decken zurück und beugte sich vor, um die Schwester besser ansehen zu können.

„Lach mal, Gerty!"

„Weshalb — "

„Das ist doch Unsinn, was du da redest, nicht wahr? Du willst ihn mir nur weniger unausstehlich machen —"

„Nein. Er hat's gesagt. Und es ist ihm ernst, denn er hat auf Papas Einladung zur Kesseljagd eine motivierte Ablehnung geschickt."

„Davon sagt mir kein Mensch ein Sterbenswort?"

„Du hast ausdrücklich gewünscht, daß Hektor Tappenbach in deiner Gegenwart überhaupt nicht genannt werde."

Pfeilschnell flog der Schlitten dahin.

Mit Anbruch der Dämmerung hatte der Schneefall nachgelassen. In der Ferne zeichneten sich bereits die massigen Konturen des Pariner Parks, erhob sich die Silhouette des Schloßturms mit seiner altmodischen Zwiebelkuppel. Trotz ihrer weißen Tarnkappe trat sie immer schärfer und größer aus der nebelfeuchten Dämmerung.

Irmgard von Dolega zerrte an ihren Handschuhen. Die Flügel der Nase und die fest aufeinandergepreßten Lippen zuckten. Da lachte sie auf — aber es kang nicht fröhlich. Ein gereiztes, hysterisches Lachen.

„Das ist Unsinn! Alles Unsinn!" rief sie. „Du bist mit Taps im Komplott! Ich bin blind gewesen, das nicht zu merken. Und — vielleicht ist das noch nicht einmal alles! Ihr — ihr trefft euch heimlich! O, ich weiß —! Nein! Nicht dort vorbei! Ich will nicht! Du sollst umkehren —! Du sollst!"

Im Angesichte des Schlosses und des Grafen Hektor Tappenbach, dessen Hünengestalt vom Hofe her am Wege auftauchte, warf sie sich mit dem Oberkörper auf die Arme der Schwester und griff in die Zügel.

Die Pferde scheuten wild zur Seite — der Schlitten schleuderte quer über den Weg und schlug um.

Graf Tappenbach ließ die Gäule mit dem umgestürzt nachschleifenden Gefährt rasen, wohin sie wollten. Er sah nichts als Irmgard von Dolega, die mit schmerzhaft verzogenen Lippen und geschlossenen Augen im Schnee lag. Er litt es nicht einmal, daß Gerty Somborn ihm half, die Ohnmächtige in Decken zu wickeln. Das besorgte er allein und hob das schmächtige Körperchen in seine Arme. Mit langen Schritten eilte er dem Schlosse zu. Er atmete schwer und zitternd. Wie das Knurren eines gereizten Bernhardiners klang es, als er hervorstieß:

„Ich hab's Ihnen immer gesagt, Gerty. . . ! Diese gottverfluchte Fahrerei . . . das mußte einmal schief gehen. . . die Falben sind kein Gespann für Puppenpfoten. Und nun ist das Unglück da. . . das Unglück —!"

Mit einem Aufächzen — zwischen Heulen und Winseln — preßte der Hüne die immer noch Regungslose an sich.

Gerty Somborn verantwortete sich nicht. Sie war es gewohnt, von ihm angeblafft zu werden. Die ganzen Jahre hindurch — seit Irm damals durch seine Schuld auf dem Eise gestürzt war und sich die Hüfte ausgerenkt hatte. Daß der Schwester diesmal auf der weichen, dicken Schneedecke nichts geschehen war, dessen war Gerty Somborn sicher. Irm war nur vor Schreck ohnmächtig geworden. Vielleicht auch aus Zorn. Bei der geringsten Erregung wurde sie ohnmächtig — gleichviel, ob eine Maus ihr über den Weg lief oder Papa eine der unsinnigen Rechnungen nicht bezahlen wollte. Da war also nichts dabei — jedenfalls nicht genug, um dem knurrenden und winselnden Taps einzugestehen, was sie vorhin über ihn zusammengelogen hatte — — zum ersten Male in ihrem Leben regelrecht gelogen. . .

Nach wenigen Minuten schon erwies es sich, daß sie recht gehabt — mit ihrer geringen Besorgnis ebenso wie mit der Lüge. Frau Irmgard hob die dunkelbewimperten Lider. Als sie Tapfens treue, kummervolle Augen auf sich gerichtet sah, trat Farbe in ihr feines, nervöses Gesicht. Sie verzog den Mund zu einem zufriedenen Lächeln und vergrub die Finger der Rechten in sein dichtes Kraushaar.

Gerty Somborn nickte vor sich hin und schlich hinaus. Draußen aber — — draußen ist der tapferen kleinen Gerty Somborn etwas geschehen, was ihr noch nie geschehen war. Sie hat geweint . . . zum ersten Male in ihrem Leben herzbrechend geweint.

Schneckenesser.

Heinrich Seidel erzählt in seiner Autobiographie „Von Perlin nach Berlin" von dem Kaninchenwerder, einer im Großen See bei Schwerin gelegenen Insel, die ein beliebter Vergnügungsort der Schweriner ist, daß eine Merkwürdigkeit dieses Ortes die unzähligen Weinbergsschnecken bilden, „die feine dichten Gebüsche bevölkern und sich ungestört vermehren, weil sie bei uns nicht gegessen werden. Das war aber einmal anders, als während des großen Krieges 1870—71 eine Anzahl von französischen Kriegsgefangenen dort interniert wurde. Diese sahen kaum die unzähligen Delikatessen, die dort, von den Deutschen verachtet, massenweise umherkrochen, als sie sich mit Jauchzen auf sie stürzten und sich mit Hingebung ihrer Vertilgung widmeten. Sie durchsuchten nach ihnen die dichtesten Gebüsche, und es dauerte nicht lange, da waren diese friedlichen Hausbesitzer bis auf den letzten in den Magen der schlekkerhaften Fremdlinge verschwunden. Als ich zwölf Jahre später, im Jahre 1882, einmal wieder dorthin kam, war von diesem großen Morden allerdings nichts mehr zu bemerken, denn aus den vor dieser Katastrophe abgelegten Eiern waren ungezählte neue Schnecken entstanden und hatten sich nach Abzug der Franzosen wieder so vermehrt, daß ein Abgang nicht mehr zu verspüren war".

— Zu viel verlangt. — Sie: Wie, vor dem bissigen Hund fürchtest du dich schon? Und dabei hast du gesagt, du könntest für mich dem Tod ins Antlitz sehen!

Er: Nun ja, der Hund ist doch aber lebendig.

— Ja so. — „Ihr Mann scheint ja sehr nüchtern zu sein, Frau Inspektor; — heute erzählte er mir, daß er den Wein nur mit Wasser vermischt trinkt!"

„„Stimmt! Zuerst füllt er das Glas zur Hälfte mit Wasser, und dann schüttet er zwei Stunden lang immer Wein zu!""

Die Pampa.

Das Leben unter den Puelche-Indianern Von E. v. Hase.

Soweit das Auge reicht, dehnt sich die Pampa nach allen Seiten fast vollkommen eben aus wie ein unendliches Meer. Fern am Horizont bildet eine blau-schwarze Linie den Uebergang vom fahlen Grüngelb der Steppe zum klaren Blau des Himmels. Reizlos, monoton und unpoetisch erscheint die endlose Fläche, deren geheimnisvolle Stille nur durch das Kreischen eines Vogels, das Brüllen der Rinder und Wiehern der Pferde unterbrochen wird, und doch entdeckt man bald ihre eigenartigen Schönheiten, die sie fehen lehren und unvergeßlich machen. Treffend ist die Pampa verglichen worden mit einer von jenen Frauen, in die man sich nicht beim ersten Anblick verliebt, die aber das ganze Herz eines Mannes bis an den Tod zu fesseln verstehen, wenn er einen Blick in ihr innerstes Wesen getan hat.

Kniehohes Gras, im Winter gelb und vertrocknet, im Sommer frisch, saftig und grün, bedeckt den Boden, der unter der Humusschicht aus Löß besteht, in dem in einiger Tiefe Steinbildungen, die sogenannte Tosca eingebettet sind.

Im ganzen Pampagebiet trifft man an vielen Stellen wandernde Flugsandbünen und große unfruchtbare Sandstrecken, schilfbewachsene Senken und kleine Lagunen, die am Rand und auf dem Grunde weiße Salzschichten absetzen. Auch einzelne Bäume, lichte Gebüsche und Sträucher mit langen, spitzen Dornen und Stacheln sieht man oft. Aber was will das alles besagen auf einem 740,000 Quadratkilometer großen Gebiet? Es erhöht nur noch, so paradox es klingen mag, den meerähnlichen Eindruck.

Wie die ursprünglichen Bewohner der Pampa, die Puelche-Indianer, durch den einwandernden Europäer verdrängt wurden, so haben seine Kulturpflanzen die heimische Flora zum Weichen gebracht. — Sie haben sich unaufhaltsam ihm folgend, von Buenos Aires, dem Ausgangspunkt der Einwanderung aus nach allen Seiten hin verbreitet. In absehbarer Zeit werden sie bis an die schneebedeckten Cordilleren, den für sie unübersteigichen Wall reichen, nicht nur wie bis jetzt mit ihren „Fühlern", sondern herrschend, und dann wird Argentinien die wichtigste Korn- und Fleischkammer der alten Welt sein.

Das allmähliche Zurückweichen der heimischen Vegetation würde wohl am besten ein alter Indianerhäuptling verfolgen können, der aus den ewigen Jagdgründen auf die längst von seinem Volke verlassene Pampa herabschaute, er würde sich sehr wundern, wenn er sähe, wie in der einstmals öden Steppe Nutzpflanzen angebaut werden, und daß überall, ohne Unterbrechung die Gegend von Drahtzäunen („Alambrados") begrenzt ist, ein Beweis, daß jeder Landfleck seinen Eigentümer besitzt. Menschen sieht man jedoch außer in der unmittelbaren Nähe der Städte äußerst selten; man begegnet nur unzähligen Herden von Schafen, Pferden und Hornvieh".

Aermlich wie die einheimische Flora ist auch die Fauna: Charakteristisch für die ganze Pampa sind die Pampakaninchen, die Vizcachas. Wegen ihres zarten Fleisches und des großen Schadens, den sie anrichten, werden sie eifrig verfolgt, trotzdem sie nur des Nachts ihren Bau verlassen und sehr scheu und flink sind, was die Jagd mit der Flinte nicht gerade erleichtert. Man räuchert sie deshalb vielfach wie Hamster aus, was einfacher und zugleich billiger ist. Ebenso verbrettet wie die Vizcacha ist die kleine Erdeule, die seltsamerweise auch am Tage jagt, und sich hauptsächlich von Heuschrecken nährt. Ueberall sitzt sie auf den Zäunen herum und folgt dem Reiter mit ihren großen gelben Augen. Zwei nahe, aber größere Verwandte von ihr gehen erst am Abend auf Raub aus: die Schleier- und die große Ohreule. Der schwarze Aasgeier und zwei Falkenarten, Carancho und Chimango bilden die Sanitätspolizei, die für das Beseitigen des verendeten Viehs sorgt. Der Teruteru, dessen Name seinem Schrei nachgebildet ist, bevorzugt trockene Gegenden, während Flamingos, Enten, Schwäne und der Cuervo (Ibis) die zahlreichen großen und kleinen Lagunen bevölkern. Häufig sieht man auch den Nandu (Strauß) und den Storch, denn „wo kriegten wir die Kinder her, wenn Meister Klapperstorch nicht wär'?" — Ein beliebter Leckerbissen ist die Martinetta, das Steppenhuhn, das seinem zoologischen Beiname „Elegans" alle Ehre macht. Dasselbe tut übrigens auch das Stinktier.

Der Jaguar (im Norden), Puma und Pampakatze, das Guanaco (im Süden) und der Steppenhirsch bieten Gelegenheit zur Ausübung der Hochjagd. Das Gürteltier zeichnet sich durch seinen Panzer und leidlichen Wohlgeschmack aus, wenigstens, wenn man sonst nur Hammelfleisch zu essen bekommt. — Eidechsen sieht man häufig, Reptilien sind seltener. Von den vorkommenden Schlangen ist nur die Klapperschlange giftig. Die längste, aber einer anderen Familie angehörige, wird bis zu 1½ Meter lang.

Ueber Moskitos und ähnliches Getier schreibe ich aus Rücksicht auf meine Gesundheit nicht, der jede Aufregung nach dem Urteil meines Leibarztes schadet.

Außer diesen Tieren und Pflanzen wachsen in der Pampa noch die Gauchos: Abkömmlinge der nach der Entdeckung der La Plataländer zuerst eingewanderten Spanier von Indianerinnen. „Von den spanischen Soldate haben die Gauchos das wilde, ungebundene Treiben, die Lust und Neigung zur soldatischen Haltung, den Hang zur Beschäftigung mit Pferden und den Abscheu vor der mühsamen Arbeit des Landbauers ererbt." In etwas räuberhafter, aber malerischer Tracht tummeln sie ihre Pferde als gewandte und kühne Reiter. — Der Sombrero beschattet das von Wind und Wetter gebräunte Gesicht, in dem ein paar dunkle Augen und blendend weiße Zähne blitzen. Den Hals schützt ein dreieckig zusammengelegtes seidenes Tuch, dessen Enden im Winde flattern, während sein Zipfel zum Schutz des Nackens gegen Sonnenstrahlen und Moskitostiche unter den Hut gesteckt wird. Ein wollenes Hemd und eine kurze Jacke bedecken den Oberkörper; die Beine stecken in sehr weiten, am Knöchel zugeknöpften Hosen, den Bombachas, die auf den Hüften durch einen breiten, mit aufgenähten Münzen und Taschen verzierten Gürtel gehalten werden, in dem hinten der treue Begleiter bei Tag und Nacht, das Universalwerkzeug vom Zahnstocher bis zum Hufkratzer in Gestalt eines langen Messers steckt. Begüterte Gauchos tragen auch noch ein vorsündflutliches Schießeisen an der Seite. Gewöhnlich geht es nicht los, aber es sieht doch martialisch aus und leistet nicht zu unterschätzende Dienste als Hammer und Beefsteakklopfer.

An Festtagen zieht der Gaucho langschäftige Stiefeln an, während er an den übrigen Tagen Segeltuchschuhe oder Lederstrümpfe trägt, die aus Pferdehaut hergestellt werden: Ein Schnitt um den Oberschenkel eines toten Gauls, dicht am Bauch, ein zweiter oberhalb des Fußgelenkes, dann wird das Fell abgezogen, rasiert, gegerbt und der Strumpf ist fertig. Vorn sehen die Zehen heraus, doch gibt es auch Dandies, die das dadurch verhindern, daß sie die Strumpfspitze mit einem Strick zubinden. In abgelegenen Gegenden sieht man noch einzelne Gauchos barfuß gehen, aber nie ohne die schweren Talersporen, deren Räder im Sande schleifen. Mit den Wissenschaften steht der Gaucho natürlich auf gespanntem Fuß. Lesen und Schreiben hat er gewöhnlich nicht gelernt; wozu auch? Wenn er einen Brief bekommt oder absenden muß, dann besorgt das der Krämer im nächsten Laden, ebensogut oder noch besser, als der Gaucho es je lernen würde.

Eine gewisse Ritterlichkeit und Grazie ist den „Hijos de la pampa", den Söhnen der Wildnis, nicht abzusprechen. Von ihren Vorfahren, den spanischen Conquistadores her liegen ihnen diese Eigenschaften wohl noch im Blute. Nie würde es einem Gaucho einfallen, mit der Dame des Hauses zu sprechen, ohne den Hut abzunehmen oder mit der Zigarette im Munde und den Händen in den Hosentaschen. — Die Behausungen der Gauchos sind mehr wie primitiv und enthalten nur das Allernotwendigste. Trotz ihrer Armut sind ihre Bewohner aber bewunderungswert gastfrei, was ja schließlich das dünnbevölkerte Land und der Mangel an Gasthäusern außerhalb der oft hunderte von Kilometern auseinanderliegenden Städte mit sich bringt. Aber man fühlt auch, daß man gern willkommen geheißen wird und sich als den Herrn des Hauses betrachten soll. Nie betritt man einen Rancho, ohne daß einem Tee und Tabak angeboten werden, worauf eins der Kinder unaufgefordert mit einem Löffel ein glühendes Holzkohlenstückchen vom Herd holt und es dem Gast zum Anzünden der Zigarette anbietet. — Aber wo Licht ist, da ist auch Schatten. Das Messer sitzt lose im Gürtel und schon bei Kleinigkeiten greift der Gaucho zu dieser Waffe. Mitleid, besonders mit Tieren, ist ein gänzlich unbekanntes Gefühl. Pferde mit sattelgroßen, blutigen Druckstellen werden ruhig weitergeritten und zum Ziehen Tiere mit offenen Brustwunden benutzt, in denen Haufen von Fliegen ihre Eier ablagern. — Auf unserm Gut schlug der Estanciero einem Gaucho, der einen Hammel abziehen wollte, ehe er vollständig tot war, beinahe den Schädel mit der schweren Reitpeitsche ein. Natürlich wurde der infame Kerl außerdem sofort an die Luft gesetzt, doch trieb er sich noch so lange in der Nähe herum, bis es ihm gelang, an seinem ehemaligen Herrn — vorbeizuschießen. Er trat bald darauf eine längere Erholungsreise nach der Staateninsel an, wohin man ihn auch noch aus anderen Gründen deportierte.

Reitet man in eine Stadt, so muß man eigentlich alle Waffen, obgleich man sie manchmal auch dort ganz gut brauchen kann, beim Polizeikommissär abgeben. Es wird aber damit nicht so genau genommen. — Hat man das Pech, abgefaßt zu werden, so zahlt man eine sehr hohe Strafe, oder fliegt ins Loch. Die Messerklinge wird zerbrochen, den oft wertvollen silbernen Griff bekommt man wieder. Damit wird es aber auch nicht so genau genommen. —

Also ich war Volontär auf einer Estancia. — „Eine Estancia ist, wenn man Vieh züchtet; baut man dagegen Getreide, so ist es eine Chakra." Mein neuer Wirkungskreis bedeckte ein Areal von etwa 330 Quadratkilometer. Eine ganz hübsche Größe für ein einzelnes Gut. (Ach wenn du wärst mein Eigen!) Der Besitzer empfing mich mit dem obligaten Bewillkommnungswhisky und der bei solchen Gelegenheiten üblichen Ansprache. Der langen Rede kurzer Sinn war der, daß ich als Volontär zwar kein Geld bekäme (das wußte ich schon), dafür aber mindestens für zwei zu arbeiten hätte. (Was mir noch neu war). Ich fand diese Ansicht meines Brotherrn nicht ganz logisch, aber das kümmerte ihn scheinbar nur wenig und nach einigen Tagen mußte ich ihm doch recht geben, denn außer in das praktische Arbeiten muß man sich auch in die graue Theorie vertiefen und landwirtschaftliche Buchführung lernen.

Ich hatte mir die Viehzucht einfacher, ungefähr folgendermaßen vorgestellt: „Durch Hunger und durch Liebe erhält sich das Getriebe". Die fetten Thiere verkauft man und die mageren behält man solange, bis auch sie sich die dem Auge des Käufers wohlgefällige Rundung angefressen haben. Mit dem Erlös klimpert man in der Tasche, reitet auf seiner Besitzung umher und freut sich über der Rinder „breitgestirnte, glatte Scharen".

Meine Lehrzeit übergehe ich mit Stillschweigen, doch will ich zu Nutz und Frommen derer, die beabsichtigen sollten, in Argentinien Viehzucht zu treiben, wenigstens das Programm mitteilen. Es war so ähnlich, wie das für den Glaserjungen im Märchen: Im ersten Jahre lernte er die Kinder waschen, kämmen und anziehen. Im zweiten die Ritzen mit Kitt verschmieren; im dritten Glas schneiden und einsetzen und im vierten wurde er Meister.

Ich war nicht der einzige Volontär auf der Esmeralda. Außer mir wirkte dort schon seit einem Jahre Don Carlos. Wir schlossen uns im Laufe der Zeit eng aneinander an und wurden gute Freunde. Trotz des steten Zusammenseins ist es mir immer ein Rätsel geblieben, weshalb Carlos eigentlich nach Argentinien gekommen war. Ueber diesen Punkt hüllte er sich nämlich in Schweigen. Er war ein wenig eitel und, da er über seinen nicht gerade poetischen Namen „Karl Flunsch" wenig erfreut war, vermute ich, daß er nur deshalb seine Schritte nach Südamerika gelenkt hatte, um sich statt „Herr Flunsch" „Don Carlos" nennen zu lassen, was ja auch entschieden schöner klingt als „Herr Flunsch".

Edle Rivalität.

Molière hatte sich gerade mit dem sehr reizbaren und eifersüchtigen Racine heftig überworfen, als sein „Misanthrop" zum ersten Male gespielt wurde. Ein Schmeichler Racines glaubte, diesem ein großes Vergnügen zu bereiten, indem er ihm hastig die Neuigkeit zutrug, das Stück Molières sei durchgefallen, denn es sei schlecht; Racine könne ihm aufs Wort glauben, denn er sei bei der Aufführung zugegen gewesen. — „Und ich," erwiderte Racine kalt, „ich bin nicht zugegen gewesen und behaupte doch das gerade Gegenteil; denn Molière ist ein zu großes Genie, um ein schlechtes Stück zu machen." — „Aber ich versichere Sie" — „Aber ich versichere Sie, daß Ihr Urteil falsch ist, und nun lassen Sie uns von etwas anderem reden, wenn's beliebt."

— Aus der guten alten Zeit. — Durch die Straßen von Großkleinhausen schreitet der Gemeindediener und nachdem er seine Glocke in Bewegung gesetzt, verkündet er der aufhorchenden Bevölkerung:

„Es wird hiermit bekanntgegeben, daß am Sonnabend sämtliche Straßen vom Schmutz gereinigt werden müssen. Im anlern Falle legt sich die Polizei rein."

— Armer Kerl. — „Sie scheinen unzufrieden, lieber Freund, und sehen übernächtig aus! Was fehlt Ihnen denn?"

„„Ach, es ist hart, so schwer arbeiten zu müssen; von früh sechs Uhr bis abends um sieben.""

„Sie Aermster! Wie lange tun Sie denn das schon?"

„„Ich fange morgen an!""